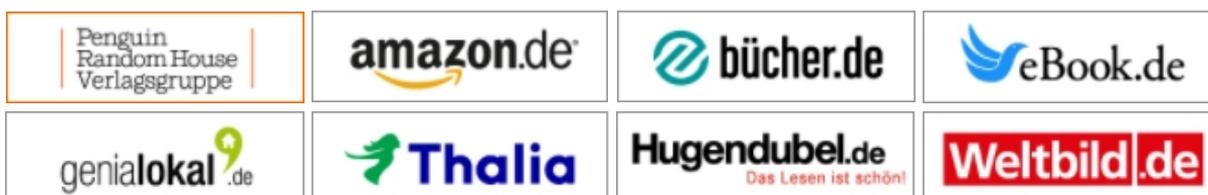


Leseprobe

Brian Klingborg
Die Beute des Tigers
Thriller

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 448

Erscheinungstermin: 17. Mai 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Buch

Inspektor Lu Fei hat das unglückliche Talent, bei seinen Ermittlungen einflussreichen Personen in die Quere zu kommen. So wurde er vor Kurzem in die nordchinesische Provinz Heilongjiang strafversetzt, wo er einen Fall von illegalem Wildtierhandel aufklären soll. Als eine junge Frau als vermisst gemeldet wird, ist Lus Spürsinn geweckt, denn beide Fälle gehören zusammen. Ein geheimnisvoller Regierungsbeamter liefert ihm schließlich den entscheidenden Hinweis: Lu muss tief in den Dschungel Myanmars reisen, um sowohl die vermisste junge Frau zu finden als auch die Tierschmuggler zu stoppen. Dieses Mal riskiert er nicht nur eine Strafversetzung, sondern sein Leben ...

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
»Wild Prey« bei Minotaur Books,
an imprint of St. Martin's Publishing Group, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2023

Copyright © 2022 by Brian Klingborg

All rights reserved.

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 302161 Hannover, vermittelt.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: © Alamy Stock Foto / mabdalla / Stockimo; FinePic®,
München

Redaktion: Alexander Groß

ES · Herstellung: ik

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49339-5

www.goldmann-verlag.de

Für Sophie und Sylvie

PROLOG

MYANMAR

Der Mann und der Junge warten, bis es dunkel wird, dann begeben sie sich auf die Jagd nach Beute.

Sie verstecken ihre Motorräder im dichten Unterholz und betreten den Wald zu Fuß. Die Motorräder sind wahre Höllenmaschinen, wie von Frankenstein erschaffene Fantasiefahrzeuge, zusammengeschweißt aus chinesischen, thailändischen und burmesischen Einzelteilen – was immer ihren Motor zum Laufen und die Räder zum Drehen bringt.

Bei der Waffe des Mannes verhält es sich nicht viel anders. Es ist eine uralte AK-47, abgenutzt und zerkratzt und nur von geschnorrten Teilen und einem stillen Gebet zusammengehalten. Auf der Mündung steckt ein selbst gebastelter Schalldämpfer, den der Mann geschickt aus einem gebrauchten Ölfilter hergestellt hat.

Der Name des Mannes ist Aung; er ist fünfunddreißig Jahre alt, sieht aber wie fünfzig aus. Er trägt ein zeretztes T-Shirt, einen traditionellen burmesischen Sarong, auch als *longyi* bekannt, einen Hut, Flip-Flops und um die Schulter geschlungen einen Stoffbeutel. Er raucht eine dicke Cheroot-Zigarre, und während er durch das Gestrüpp

stapft, steigen süßlich riechende Rauchschwaden in den grünen Baldachin über ihm auf.

Aung hat sich früher als Soldat an den endlosen Auseinandersetzungen zwischen der Zentralregierung und separatistischen Gruppen beteiligt, manchmal auf Seiten der *Tatmadaw*, der Streitkräfte der Regierung, manchmal auf Seiten der Separatisten. Welche Seite gerade mehr zahlte. Er hatte eine Familie zu ernähren.

Bei seiner Vergangenheit hat er genug schlechtes Karma für zehn menschliche Leben angehäuft. Er wird als Schlange wiedergeboren werden, vermutet er, vielleicht auch als Fisch. Um Schlimmeres zu verhindern und nicht als Raupe oder gar als Kakerlake ein zweites Leben führen zu müssen, ist er seit Kurzem dazu übergegangen, Jagd auf Tiere statt auf Menschen zu machen. Damit lädt er weiterhin karmische Schuld auf sich, aber das ist nicht zu ändern. Er hat immer noch Frau und Kinder, und ihre Mägen müssen immer noch gefüllt werden.

Natürlich könnte er sich seinen Lohn wieder bei den *Tatmadaw* verdienen und auf Teenager oder Studenten schießen, die auf den Straßen gegen den letzten Staatsstreich protestierten, doch alles hat seine Grenzen, und so tief will sich Aung nicht erniedrigen, nicht für Geld.

Außerdem gibt es im Wald jede Menge Gold; man muss nur wissen, wo man suchen muss. Schildkröten. Marmorkatzen. Nashornvögel. Schuppentiere, doch die werden zunehmend seltener. Für eine Pythonschlange würde er fünfzigtausend Kyat bekommen. Für einen Kragenbär fünfhunderttausend Kyat. Und ein Leopard würde ihm sie-

benhunderttausend Kyat einbringen. Das ist mehr als das Fünffache dessen, was er monatlich mit ehrlicher Arbeit verdienen könnte, falls es überhaupt ehrliche Arbeit gäbe, denn daran mangelt es in diesen aussichtslosen Zeiten erheblich.

Oft kehrt Aung mit leeren Händen nach Hause zurück oder mit gerade genug Buschfleisch für die engste Familie. Hat er dagegen eine wertvolle Beute erlegt, gibt er einen Teil des Geldes an Bedürftige im Dorf und spendet etwas an das nahe gelegene Kloster. Seine Motive sind nicht rein altruistisch. Er hofft, dass sich seine Großzügigkeit für ihn auszahlen wird, um sein schlechtes Karma wenigstens teilweise zu kompensieren. Trotzdem genießt er hohes Ansehen im Dorf, und ohne ihn hätten die Mönche kein brauchbares Fernsehgerät zum Fußballgucken.

Wenn die Nacht den Wald überzieht, sucht sich Aung, eine alte Taschenlampe mit einer zerbrochenen Linse in der Hand, einen Weg durch das Buschwerk. Hin und wieder bleibt er stehen und richtet den Strahl der Lampe etwas weiter nach oben und hält nach zwei verräterisch glühenden Punkten Ausschau, die auf etwas hindeuten, was eine Kugel wert sein könnte.

Der Junge folgt gehorsam. Sein Name ist Zaw, er ist Aungs Neffe. Er ist gerade dreizehn geworden und das erste Mal auf der Jagd. Aung wollte ihn eigentlich nicht mitnehmen, doch Familie ist Familie, und nachdem der Vater des Jungen ihn monatelang angefleht hatte, gab Aung schließlich nach.

»Halt einfach die Augen offen und den Mund geschlossen«, sagte Aung, bevor sie aufbrachen. »Du bewegst dich

nur, wenn ich es sage. Nicht husten. Nicht niesen. Und wenn du zu laut furzt und die Tiere verscheuchst, ziehe ich dir bei lebendigem Leib die Haut ab und verkaufe sie auf dem Markt.«

Hunde, die bellen, beißen nicht, denkt sich Zaw. Aber er weiß auch, was auf dem Spiel steht – sehr viel Geld. Mehr Geld, als er je in seinem kurzen Leben gesehen hat. Deswegen befolgt er Aungs Anweisungen ganz genau und hat, seitdem sie von der Straße abgebogen sind, keinen Ton von sich gegeben.

Nach einer Stunde Fußmarsch legt Aung eine Pause ein. Zaw lässt sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf dem Boden nieder. Sein Hemd ist schweißgetränkt. Die Bäume sind erfüllt vom Surren der Insekten und nächtlichen Vogelstimmen.

Aung wirft den Stumpen in den Dreck. »Es ist jetzt ganz nah.«

Zaw öffnet den Mund und schließt ihn wieder. Er ist unsicher, ob das die Erlaubnis zu sprechen ist oder nicht. Schließlich überwiegt die Neugier. »Was, Onkel?«

Zaw kann Aungs Miene in der Dunkelheit nicht erkennen, hört aber das Missfallen aus seiner Antwort heraus. »Das wirst du schon sehen.«

Sie setzen ihren Weg fort.

Zwanzig Minuten später stehen sie vor einem Maschendrahtzaun. Plötzlich wird Zaw klar, was sein Onkel beabsichtigt.

Die Erkenntnis erschreckt ihn.

»Halt mal«, sagt Aung und reicht Zaw die AK-47. Zaw

nimmt das Gewehr. Aung holt einen alten Bolzenschneider aus seinem Beutel und durchtrennt den Draht. Er schneidet ein Loch heraus, groß genug für einen schmalen Fünfunddreißigjährigen und einen noch schmaleren Dreizehnjährigen. Bevor Aung hindurchschlüpft, nimmt er Zaw das Gewehr wieder ab. Zaw folgt ihm nervös.

Sie werden von einem durchdringenden Ruf begrüßt:

Quäk-quäk-quäk-quäk-quäk!

Zaw haut es beinahe aus den Flip-Flops. Aung leuchtet mit der Taschenlampe, und Zaw sieht einen Pfau, der sich ihnen mit funkelnden Augen mutig entgegenstellt. Der Pfau spreizt sein Federkleid, ein schillerndes Muster aus augenähnlichen Gebilden. Aung zischt ihn an. Der Pfau dreht sich um und stolziert davon.

Ein paar Meter weiter stoßen sie auf einen zweiten Zaun. Er ist aus einem stabilen Stahlgeflecht und nicht dafür gedacht, Pfauen einzuhegen, wie Zaw weiß. Beim Näherkommen hört er ein tiefes Knurren, bei dem sich vor Schreck seine Hoden in die Bauchhöhle verkriechen.

»Onkel!«, fährt Zaw auf.

»Psst!« Aung schaltet die Taschenlampe aus. Er zieht seinen Neffen zu sich heran und flüstert ihm ins Ohr: »Hör gut zu. Das Gewehr macht trotz des Schalldämpfers einen Höllenlärm, deshalb müssen wir schnell reagieren. Du hältst das Licht, ich erledige den Rest. Wir nehmen das, wofür wir das meiste Geld bekommen. Schnurrhaare, Pfoten, Fell. Und ganz besonders, den *lee*.«

»Diese Tiere gehören bestimmt der Lady. Das ist zu gefährlich, Onkel.«

»Je größer die Gefahr, desto höher der Lohn.«

»Wenn wir geschnappt werden ...«

»Tu, was ich sage, und es wird nicht dazu kommen.«

Aung kann Zaws bebende Schultern unter seiner Hand spüren. »Sei stark. Denk daran, was du dir von deinem Anteil kaufen kannst.« Er lehnt das Gewehr an den Zaun und übergibt Zaw die Taschenlampe. »Halt sie so, dass ich sehen kann, was ich tue.« Ächzend durchtrennt er mit dem Bolzenschneider den Zaun.

Ein Husten in der Dunkelheit. Zaw richtet den Strahl der Lampe in das Gehege. Er sieht zwei glühende Augäpfel, die ihn anstarren. »Onkel!«

»Ich brauche Licht!«, zischt Aung. Er schneidet ein Loch aus dem Zaun und steckt den Bolzenschneider zurück in den Beutel.

Ein erneutes Knurren. Zaws Nackenhaare richten sich auf. Die glühenden Augäpfel sind näher gekommen. Zaw zittert vor Angst.

Aung holt ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen aus seinem Beutel. Er öffnet es, entnimmt ihm ein Stück Schweineleber und wirft es in das Gehege. Dann schiebt er den Gewehrlauf durch das Loch im Zaun.

»Und wenn er das Fleisch verschmäht und angreift?«, flüstert Zaw mit zittriger Stimme.

»Dann können wir nur hoffen, dass das Gewehr keine Ladehemmung hat.«

Das Tier schleicht aus dem Unterholz heran. Es bleckt die Zähne. Blutroter Gaumen, gelbe, dolchartige Eckzähne.

»Achtung«, sagt Aung. Er hat nur einen Schuss, höchst-

tens zwei. Und der Schalldämpfer wird die Treffsicherheit des Gewehrs stark beeinträchtigen. Seine Beute muss dicht vor ihm stehen. So dicht, dass er den ranzigen Atem riechen kann.

Je größer die Gefahr, desto höher der Lohn.

Der Tiger brüllt. Zaw hätte beinahe die Taschenlampe fallen lassen und wäre weggerannt. Aber er war noch nie so weit von seinem Dorf entfernt. Er wüsste gar nicht, in welche Richtung er fliehen sollte. Sein Schicksal ist mit dem Schicksal seines Onkels verwoben. Sie werden beide reich sein oder eines grässlichen Todes sterben.

Der Tiger schnüffelt an dem Stück Leber und bläst dabei Staubpartikel in die Luft. Mit unheilvollem Blick auf die beiden Menschen tappt er vor, öffnet das Maul, um sich die Leber zu schnappen.

Aung schießt. Einmal, zweimal.

Der Tiger wimmert, scharrt mit den Pfoten, dann liegt er still.

»Komm!«, sagt Aung. Er schlüpft durch das Loch im Zaun und zieht Zaw hinter sich her.

»Licht!«, befiehlt Aung.

Zaw sieht, dass eines der beiden Augen des Tigers nun ein leeres Loch ist, aus dem eine Flüssigkeit läuft. Die Zähne sind blutverschmiert.

Aung zieht ein Messer aus einer Scheide an seinem Gürtel. Er arbeitete zügig, trennt die vier Pfoten von den Läufen und wickelt sie in Streifen aus Zeitungspapier. Er rupft ein Büschel Schnurrhaare aus, die als Glücksbringer und Mittel gegen Zahnschmerzen hoch im Kurs stehen. Sodann

amputiert er den Penis und präsentiert ihn stolz seinem Neffen. »Ist der nicht schön!« Aung wickelt das Glied in Zeitungspapier und verstaubt alle Körperteile in seinem Beutel. »Heb das Bein für mich an.«

»Wir haben genug, Onkel«, sagt Zaw. »Lass uns gehen. Bevor noch jemand kommt.«

»Aber das Fell!«

»Bitte, Onkel. Bitte.«

Aung überlegt. Das Fell würde eine astronomische Summe einbringen, aber der Junge hat recht. Mit jeder Sekunde steigt das Risiko, erwischt zu werden. Er steckt das Messer in die Scheide und nimmt die AK-47. »Gib mir die Taschenlampe.«

Sie schlüpfen durch das Loch im Draht und gehen den Weg durch das Vogelgehege zurück in den offenen Wald. Mit jedem Schritt atmet Zaw entspannter. Bald darauf schlägt seine Angst in ein Hochgefühl um. Er und sein Onkel werden Helden sein! Das Geld wird reichen, um die weitverzweigte Familie für Monate zu ernähren. Dazu noch für ein Motorrad. Zehn neue Motorräder! Zaw muss sich einen irren Lachanfall verkneifen, indem er die Faust in den Mund steckt. Beinahe hätte er Aung angerempelt, der plötzlich stehen bleibt. »Onkel?«

Aung antwortet nicht. Er lässt den Lichtstrahl der Taschenlampe in der Dunkelheit vor sich hin und her wandern.

»Onkel?«, flüstert Zaw.

»Psst!« Aung nimmt die AK-47 von der Schulter.

Von hinten ertönt ein schriller Pfiff. Zaw und Aung

drehen sich um. Das Licht von Aungs Taschenlampe fällt auf einen Mann, der in fünf Meter Entfernung mit einem Gewehr auf sie anlegt. »Waffe fallen lassen«, sagt der Mann.

Aung zögert.

»Wir sind viele«, sagt der Mann. »Fallen lassen oder wir schießen.«

Umgehend wird die Dunkelheit von zahllosen Lichtstrahlen durchbohrt. Männer, die Taschenlampen unter ihre Gewehrschäfte halten, kommen aus allen Richtungen auf Aung und Zaw zu.

Aung weiß, dass sie ihn töten werden, ganz egal, ob er sich fürs Kämpfen entscheidet oder nicht. Aber der Junge ... vielleicht lassen sie ihn laufen, wenn er sich nicht wehrt. Er legt die AK-47 neben sich und hebt die Hände. »Der Junge ist erst dreizehn. Nehmen Sie mich und lassen Sie ihn laufen.«

Einer der Männer tritt vor. »Das soll die Lady entscheiden.« Er stößt Aung den Gewehrkolben ins Gesicht.

Bei Tagesanbruch knien Zaw und Aung im Staub auf einem schmalen Pfad, der den Wald durchschneidet. Ihre Hände sind auf dem Rücken gefesselt. Blut aus Aungs gebrochener Nase hat auf seinem Hemd Flecken hinterlassen.

Ein halbes Dutzend Soldaten in grüner Tarnuniform lungert im Schatten eines Laubbaums. Sie rauchen Zigaretten und unterhalten sich über die Dinge, die Männer wie sie tun – die Alkoholmengen, die sie konsumiert haben, die

Frauen, mit denen sie geschlafen haben, die Männer, die sie getötet haben.

Ein Jeep nähert sich vom Waldweg her und kommt wenige Meter vor Zaw und Aung zum Stehen. Die Soldaten schnippen ihre Zigaretten weg und stehen stramm.

Ein Mann springt aus dem Jeep. Er ist klein und untersetzt und trägt eine Pilotensonnenbrille und eine 45er Automatik in einem Holster. Die Soldaten salutieren. Er erwidert den Gruß, sieht verächtlich auf Zaw und Aung herab und zündet sich eine Zigarette an.

Eine junge Frau steigt aus dem Jeep. Sie trägt eine dunkle Bluse und einen knielangen *longyi*. Die Haare sind jugenhaft kurz geschnitten, und ihr Gesicht ist gezeichnet von einem Netz winziger Narben, das sich vom Nasenrücken über die Augenbrauen bis zu den Wangenknochen erstreckt. Sie spannt einen Sonnenschirm auf und hält ihn einer dritten dem Jeep entsteigenden Person zum Schutz vor der Morgensonne hin.

Es ist eine ältere Frau, die lockere, fließende Kleidung trägt, das Gesicht verborgen unter einem wagenradgroßen Hut und einer riesigen Sonnenbrille; Finger, Handgelenke und Ohrläppchen sind mit wertvollen Edelsteinen geschmückt. Rote Erde knirscht unter ihren Schuhen, als sie auf Aung und Zaw zugeht, während die jüngere Frau ihr weiter den Sonnenschirm hält. »Ihr Arschlöcher«, sagt sie, eine Hand in die Seite gestemmt, »habt also einen meiner Tiger getötet.«

»Gnade«, fleht Aung, die Stimme heiser vor Durst und Angst. »Ich bitte um Gnade, Lady.«

»Ich gewähre dir dieselbe Gnade, die du meinem Tiger gewährt hast. Wie gefällt dir das?«

»Wenn ich gewusst hätte, dass er Ihnen gehört ...«

»Es reicht. Du machst es mit deinen Lügen nur noch schlimmer.«

Aung lässt den Kopf hängen. »Es tut mir leid, Lady.«

»Das sagt sich jetzt leicht.« Die Frau zündet sich eine große Cheroot-Zigarre an und bläst Rauch aus den Mundwinkeln. »Da du Tiger ja so gerne hast, darfst du Bekanntschaft mit meinem Lieblingstier machen. Entgegen ihrem furchterregenden Ruf lassen sich Tiger durch Menschen leicht einschüchtern. Sie greifen nur selten an, nur wenn sie wirklich ausgehungert sind oder wenn sie einen Menschen für ein Beutetier halten. Aber der hier ist anders. Er hat mindestens elf Menschen getötet. Wir nennen ihn den Kehlschlitzer.« Sie gibt den Soldaten ein Zeichen.

Die Soldaten stellen ihre Gewehre ab, marschieren zu Aung und Zaw und hieven sie hoch.

»Bitte!«, ruft Aung. »Bitte, Lady! Gnade!«

Etwa sechs Meter in den Wald hinein liegt ein Gehege. Die Soldaten zerren Aung, der schreiend um sich tritt, dorthin. Zaw lässt sich widerstandslos mitziehen, wie ein leerer Sack.

»Der Junge ist erst dreizehn!«, ruft Aung verzweifelt. »Es war ganz allein meine Idee! Er wusste nicht mal, was ich vorhatte!«

Ein Soldat schließt ein Tor in dem Maschendrahtzaun auf. Er öffnet es weit, und die anderen Soldaten stoßen erst

Aung und dann Zaw hinein. Der erste Soldat schließt das Tor wieder ab.

Aung kommt taumelnd auf die Beine und drückt sein Gesicht gegen den Zaun. »Er ist erst dreizehn!«

Die Frau schaut zu, wie sich der Tiger aus einem Gestrüpp in der Ecke des Geheges heranschleicht. Vorsichtig tappt er vor und zurück. Aung versucht, ihn mit Rufen und Tritten zu verscheuchen. Der Tiger zieht sich zurück, nähert sich ihm aber wenig später von hinten. Aung verflucht ihn. Der Tiger knurrt.

Zaw bleibt zusammengerollt auf der Seite liegen, das Gesicht im Staub vergraben.

Der Tiger setzt zum Sprung an und wirft Aung zu Boden. Er fällt über seinen Körper her, zerfetzt Haut und bricht Knochen. Nachdem er ein paar Brocken Fleisch gefressen hat, scheint sein Hunger gestillt. Er leckt sich die Lefzen und schlendert hinüber zu Zaw, schnüffelt neugierig an ihm und kehrt dann, offenbar gelangweilt, um, auf der Suche nach einem schattigen Platz.

Die Frau raucht ihre Zigarre und wartet darauf, dass der Tiger zurückkehrt und Zaw tötet, doch als das nicht geschieht, wird sie ungeduldig. »Erschießt den Jungen und schickt beide Köpfe in einem Korb an ihr Dorf«, befiehlt sie.

Nachdem die Sache erledigt ist, gehen die Lady, die junge Frau und der Mann mit der 45er zu ihrem Jeep, fahren den gleichen Weg zurück, den sie gekommen sind, und wirbeln dabei eine rote Staubwolke auf.

EINS

Viertausend Kilometer weiter nördlich macht Kommissar Lu Fei Jagd auf ein Tier von einem ganz anderen Schlag.

Jagd ist vielleicht das falsche Wort, beschwört es doch das Bild eines Mannes in Tarnuniform herauf, der ein Präzisionsgewehr über der Schulter trägt, seine Beute zielstrebig verfolgt und sich nicht von schlechtem Wetter oder schwierigem Gelände, Hunger oder Durst abhalten lässt.

Lu dagegen sitzt untätig auf einer Betonbank an einem kleinen Platz vor dem Eingang zu einem Freiluftmarkt in Rabental, einer mittelgroßen Gemeinde siebzig Kilometer entfernt von Harbin, der Hauptstadt der Provinz Heilongjiang. Die Julisonne scheint gnadenlos auf seine Schultern herab, wie Tropfen geschmolzener Lava. Das Hemd ist unter den Achseln schweißnass, die Zehen schwimmen in den Schuhen.

Er braucht ein Bier, dringend.

Am Rand des Platzes steht ein Imbisswagen, der Sesamnudeln und Tofu-Pudding anbietet. Ganzer Stolz des Verkäufers ist – etwas übertrieben nach Lus Meinung – eine Kühlbox voller Harbin-Lagerbier. Reihenweise smaragdgrüne Flaschen, von denen Kondenswasser abperlt.

Es wäre die reinste Freude, jetzt so einen Glasengel an seine erhitzte Stirn zu drücken. Den frischen goldenen Nektar zu schlürfen!

Aber nein. Die Pflicht ruft.

Die Pflicht ist in diesem Fall ein Mann namens Chen, der verschiedenen Restaurants und Apotheken in der Gegend Tierprodukte vom Schwarzmarkt anbietet – Fleisch, Knochen, Zähne, Fell, Schuppen, Genitalien, alles, was gegessen oder zu Heilmitteln verarbeitet werden kann. Der Verkauf seltener Wildtiere an Feinschmecker und Männer mit Erektionsstörung hat eine lange Tradition in der Volksrepublik, doch im Gefolge von Corona und erhöhtem internationalem Druck durch Umweltschützer macht die Regierung nun ernst damit, hart gegen den Handel vorzugehen.

Chen ist es bislang gelungen, seinen Betrieb geheim zu halten, eine beachtliche Leistung in einem Land, das seine Bürger mit zweihundert Millionen Kameras ausspioniert, doch kürzlich hat ihn eine Überwachungskamera beim Lebensmitteleinkauf im Ding-Hao-Markt von Rabental erwischt.

Daher die Observation unter der glühenden Sonne. Die verschwitzten Achselhöhlen. Der ungestillte Bierdurst.

Für Lu als stellvertretenden Leiter des Amtes für Öffentliche Sicherheit ist solche Routinearbeit eigentlich unter seiner Gehaltsklasse. Im Sinne der Gleichbehandlung und weil die *paichusuo* nicht über genügend Polizisten verfügt, um an strategischen Stellen auf dem Markt Posten zu beziehen, hat Lu jedoch freiwillig eine Nachmittagschicht übernommen.

Lektion gelernt. Wenn das nächste Mal eine Observation im Juli durchgeführt werden sollte, wird er sich für die Abendschicht von vier bis Mitternacht einteilen lassen.

Das Handy in seiner Tasche vibriert. Eine SMS von Polizeichef Liang: *Neuigkeiten?*

Vor seinem geistigen Auge sieht er Liang in seinem Büro sitzen, die Klimaanlage voll aufgedreht, und eine *Zhongnanhai*-Zigarette rauchen; entspannt und schläfrig nach einem Mittagessen aus gegrilltem Lammfleisch und einem Johnnie Walker mit Eis.

Er schreibt zurück: *Avocados im Angebot, drei zum Preis von zwei.*

Was sind Avocados?, antwortet Liang.

Lu schüttelt stumm den Kopf und steckt das Handy wieder ein. Er steht auf und massiert sich die taube rechte Po-
backe.

Wo steckt diese Schildkröte bloß?

Er muss unbedingt in den Schatten, und er braucht ein kaltes Getränk, deswegen betritt er die Markthalle. Dreitausend Quadratmeter, nach allen vier Seiten offen, unter einem Wellblechdach, falls es mal regnet. Die Lebensmittelstände, einer neben dem anderen, bieten eine unüberschaubare Auswahl von frischen Produkten an, Meeresfrüchte, Fleisch, Süßigkeiten, Getränke, Snacks und vieles mehr. Die Pandemie ist vorbei, und es ist so voll wie vorher, nur der Verkauf von Lebendvieh ist nicht mehr gestattet, sehr zum Missfallen der Großmütter, die gerne dabei zuschauen, wie ihr Essen vor ihren Augen

geschlachtet, ausgeblutet, ausgeweidet, gehäutet und in mundgerechte Bissen zerlegt wird.

Lu bleibt vor einem Stand stehen und bestaunt die grellbunten Spieße mit kandierten Weißdornbeeren, blutrot und überaus köstlich. Wenn die surrenden Mücken nicht wären, käme er in Versuchung, einen zu kaufen. Er geht weiter und stöbert in einem Korb mit *longyan* – Longan- oder Drachenaugenfrüchten. Süßes weißes Fruchtfleisch, eine wundervolle Erfrischung an heißen Sommertagen. Aber er will sich nicht mit Schalen und Kernen abgeben. Zwei Reihen weiter ist ein Smoothie-Stand. Perfekt. Lu stellt sich in die Schlange. Zwei Frauen bedienen an dem Stand, von denen eine Polizeimeisterin Sun ist. Sie trägt Zivilkleidung, Plastikhandschuhe und eine schmutzige Schürze.

»Wassermelone, bitte«, sagt Lu.

Sun zögert. Normalerweise redet sie Lu mit seinem Titel an, doch da sie beide verdeckt ermitteln, wäre das unangebracht. Andererseits will sie auch nicht respektlos erscheinen. Sie wartet mit einem praktikablen Kompromiss auf. »Klar doch, *shuai ge*.«

Lu hätte beinahe gelacht. Der Begriff bedeutet wörtlich »hübscher Bruder«. Es ist eine höfliche, aber umgangssprachliche Anrede für einen Fremden. Angesichts der Tatsache, dass er ihr Vorgesetzter ist und ihn schon lange niemand mehr hübsch genannt hat, freut sich Lu über den Ausdruck.

Als Sun mit Lus Smoothie zurückkehrt, reicht er ihr das Geld und beugt sich zu ihr: »Sie sollen die Augen offen halten, nicht Apfelsinen schälen.«

»Es war einfach viel los, und ich hab mich schuldig gefühlt, so untätig herumzustehen, deswegen helfe ich zwischendurch aus.«

»Lassen Sie sich nicht ablenken.«

»Nein. Versprochen.«

Lu geht wieder zurück zu dem Platz vor der Halle und muss feststellen, dass zwei Männer mittleren Alters, die ihre Hemden bis zu den Brustwarzen hochgekrempt haben, um ihre beachtlichen Bäuche zu präsentieren, es sich in der Zwischenzeit auf seiner Bank bequem gemacht haben.

Verständlich. Lu geht ein Stück weiter und lehnt sich an eine Wand im Schatten. Er trinkt seinen Smoothie und lässt den Blick über den Markt schweifen.

Das kleine, an seinen Gürtel geschnallte Walkie-Talkie piept. »Hier Anführer eins. Schießen Sie los.«

»Hier Rot zwei.« Rot zwei ist die Bezeichnung für Polizeimeister Huang. Er hat den Posten auf der Westseite bezogen, Lu gegenüber. »Ich sehe ihn. Zumindest glaube ich, dass er es ist.«

»Welcher Code, Rot zwei?«, fragt Lu.

Huang ist gutmütig und ein aufrichtiger Charakter, aber dumm wie Bohnenstroh. Ihm zuliebe hat Lu die Funk-Codes so einfach wie möglich gehalten. Code eins bedeutet, dass der Verdächtige allein beim Betreten des Marktes gesichtet wurde. Code zwei – in Begleitung. Code drei – er ist dabei, den Markt zu verlassen.

»Code eins!«, antwortet Huang.

»Verstanden«, sagt Lu. »Was trägt er?«

»Weißes Hemd, grüne Shorts, schwarzer Hut.«

»Verstanden«, sagt Lu erneut. »An alle Einheiten: beobachten, aber Distanz wahren. Nicht vergessen: Wir wollen wissen, wohin der Verdächtige geht. Over.«

Lu beobachtet das Markttreiben, doch bei der Menschenmenge ist es unmöglich, Chen auszumachen. Er spricht in sein Funkgerät. »Anführer eins an Rot vier.«

Polizeimeisterin Sun antwortet. »Rot vier. Over.«

»Haben Sie Sichtkontakt?«

»Noch nicht. Over.«

»Halten Sie Ausschau. Aber seien Sie vorsichtig. Over.«

Lu wartet. Eine Minute vergeht, dann piept sein Funkgerät.

Sun: »Er kauft Gemüse.«

»Verstanden«, sagt Lu. »Behalten Sie ihn im Auge, aber bleiben Sie auf Abstand. Over.«

Zwei Minuten später meldet sich Sun erneut. »Er kauft jede Menge Obst ... jetzt Rindfleisch in Scheiben ... etwas Leber ... *feichang*.« *Feichang* ist Schweinedickdarm, eine häufige Zutat für Suppen und Pfannengerichte, berüchtigt für seinen fauligen Geruch.

Einer der anderen Polizeimeister mischt sich ein: »Will er einen Feuertopf kochen? Im Juli?«

»Halten Sie den Kanal von unnötigem Geplapper frei!«, zischt Lu in sein Funkgerät.

Während er auf weitere Aktualisierungen wartet, schickt er Polizeidirektor Liang eine SMS, bekommt aber keine Antwort. *Vielleicht macht er ja gerade ein Nickerchen in seinem Büro.*

Sun meldet sich wieder. »Er begibt sich zum Südausgang.«

»Rot drei. Er kommt in Ihre Richtung«, sagt Lu. Rot drei ist der dicke Wang. »Warten Sie, bis er an Ihnen vorbeigegangen ist. Dann verfolgen Sie ihn. Verlieren Sie ihn nicht aus den Augen!«

»Verstanden«, sagt Wang.

Lu eilt über den Platz zum Markt. »An alle Einheiten. Achtung, Zielperson bewegt sich Richtung Süden.« Einige Reihen weiter sieht er Polizeimeisterin Sun. Er schlängelt sich zwischen Ständen hindurch und geht hinter ihr her. Sie treten aus der Markthalle heraus, auf eine mit Imbisswagen und mobilen Garküchen verstopfte Seitenstraße. Lu kann Chen nirgendwo entdecken. »Rot drei. Haben Sie die Zielperson im Blick? Over.«

»Er ist links abgebogen«, sagt Wang atemlos. »Äh, nach Westen. Nein, Osten! In die Renai Straße.«

»Bleiben Sie dran.«

Lu blickt sich rasch um. Polizeimeister Huang und John Wayne Chu bilden die Nachhut. Damit sind alle im Team eingebunden.

Lu und Sun biegen nach links in die Renai Straße. Lu vermutet, dass Chen den Umweg aus reiner Vorsicht macht, um zum Schluss doch wieder an den Ausgangsort zurückzukehren. Weiter vorn sieht er den dicken Wang, der sich zwischen Fußgängern hindurchschlängelt. Lu läuft los, um ihn einzuholen, Sun hinterher. Plötzlich, bevor Lu ihn erreicht, schwenkt der dicke Wang nach rechts.

»Der Verdächtige ist nach rechts in die Xinheng Straße

abgebogen«, meldet sich Wang. »Der Verdächtige betritt ein Wohnhaus.«

Als Lu um die Ecke kommt, ist Chen längst im Gebäude. Zusammen mit Sun und dem dicken Wang duckt er sich seitlich an die Hauswand. Wang schwitzt stark, von der Anstrengung oder der Aufregung. »Ich wusste nicht, ob ich ihm ins Haus nachgehen sollte oder nicht«, gesteht er kleinlaut.

Lu sieht nach oben – das Gebäude ist ein sechsgeschossiger grauer Betonklotz – und zählt die Fenster, zehn pro Stockwerk. Also zwanzig Wohnungen pro Etage, hundertzwanzig Wohnungen insgesamt. »*Ta ma de.*«

»Tut mir leid«, sagt Wang. »Ich dachte, er könnte Verdacht schöpfen, wenn ich hinter ihm her ins Haus gehen würde.«

Lu nickt angespannt. Natürlich hat Wang recht. Aber was sollen sie jetzt machen?

Polizeimeister Huang und Chu stoßen zu ihnen. »Welche Wohnung ist es?«, fragt Chu.

»Wir wissen es nicht«, antwortet Wang.

»Na toll«, mault Chu. »Sollen wir jetzt an jede Tür klopfen?«

»Sie gehen ums Haus herum und beobachten den Hinterausgang«, sagt Lu.

»Warum ich?«

»Weil Sie groß und stark sind«, antwortet Lu.

Schnaubend stapft Chu los. Polizeimeisterin Sun schaut an dem Gebäude hoch und stellt die gleichen Überlegungen an wie Lu. »Und? Klopfen wir nun an jede Tür?«

»Sollen wir uns Unterstützung holen?«, will Polizeimeister Huang wissen.

»Ich habe dem Chef schon Bescheid gesagt.« Lu sieht auf seinem Handy nach. Liang hat geantwortet. »Er ist unterwegs.«

»Gut«, sagt der dicke Wang erleichtert.

Lu überprüft den Sitz seines Revolvers im Hosenbund. Er trägt als Einziger im Team eine Waffe. Lu ist davon überzeugt, dass bei dem mangelhaften polizeilichen Waffentraining in der Volksrepublik die Ausstattung aller Kollegen mit Feuerwaffen garantiert zu einer Katastrophe führen würde. Eher würden sie auf einen unbeteiligten Zuschauer schießen oder aufeinander, statt den Verdächtigen zu treffen.

Zehn Minuten später treffen Polizeidirektor Liang, Polizeiobermeister Bing und Polizeimeister Wang Guangrong ein. Alle drei tragen Uniform, Liang und Bing außerdem ein Holster.

Lu schickt Wang Guangrong nach hinten, wo er zusammen mit Polizeimeister Chu warten soll. Er macht sich daran, das Gebäude zu betreten, doch Liang bedeutet ihm, sich noch einen Moment zu gedulden. Liang raucht eine Zigarette, zieht ein letztes Mal daran und schnippt sie dann auf die Straße.

»Das war eine *Chunghwa*«, rechtfertigt sich Liang. *Chunghwa* ist eine Luxusmarke, die fünfmal so teuer ist wie *Zhongnanhais*, die Liang normalerweise lastwagenweise konsumiert. »Falls ich heute hopsgehe, habe ich wenigstens noch eine letzte Zigarette genossen.«

»Sind Sie sicher, dass eine reicht?«, fragt Lu. »Wir können gerne noch so lange warten, bis Sie die Packung aufgeraucht haben.«

»Werden Sie nicht unverschämt«, sagt Liang. »Welche Wohnung ist es?«

»Wir wissen es nicht genau«, antwortet Lu. »Aber er kocht einen Feuertopf. Das sollte man bis auf den Gang riechen.«

Liang ist skeptisch. »Das ist Ihr Plan? Ihre Nase an jede Türritze halten, bis wir ihn finden?«

»Er hat *feichang* gekauft. Riecht es nach würziger Brühe und Schweinescheiße, sind wir wahrscheinlich an der richtigen Stelle.«

»Nicht zu fassen!«

»Haben Sie eine bessere Idee, Chef? Ich bin ganz Ohr.«

Liang hat keine bessere Idee.

Die Haustür ist abgeschlossen. Lu drückt auf die Klingel einer Erdgeschosswohnung und kann nur hoffen, dass Chen sich nicht ausgerechnet dort versteckt. Als der Bewohner antwortet, sagt Lu: »Gesundheitsamt. Lassen Sie uns bitte herein.«

Nach einem kurzen Moment hört man ein Klicken, und das elektronische Schloss wird entriegelt. Lu öffnet die Tür und tritt ein. Die anderen folgen im Gänsemarsch. Polizeimeisterin Sun und der dicke Wang bleiben unten und bewachen den Hauseingang. Lu, Polizeidirektor Liang und Polizeiobermeister Bing arbeiten sich Stockwerk für Stockwerk hoch.

Es gibt ein paar Fehlalarme – das Haus ist ein Potpourri

verschiedener Düfte, manche angenehm, die meisten nicht –, doch schließlich nähern sie sich einer Wohnung im dritten Obergeschoss, die sich durch den typischen Geruch der scharfen Paprika und den Gestank von *feichang* verrät, überdeckt von der widerlichen Süße von Räucherstäbchen. Lu klopft an die Tür, Liang und Bing postieren sich links und rechts.

»Gesundheitsamt!«, sagt Lu. »Fieberkontrolle.« Keine Reaktion, was Lu nicht weiter erstaunt. Aus der Wohnung dröhnt laute Musik. Lu könnte die Tür mit einem Vorschlaghammer einschlagen, ohne dass der Bewohner etwas davon bemerken würde. Er versucht es trotzdem noch einmal, diesmal mit Rufen. »Aufmachen oder wir müssen die Polizei holen!«

Urpötzlich wird die Lautstärke heruntergedreht. Lu vernimmt ein Klicken an der Innenseite der Tür und fasst nach seinem Revolver.

Die Tür öffnet sich einen kleinen Spalt. Ein Mann späht hindurch. Es ist Chen, eindeutig, Lu erkennt ihn von den Aufnahmen der Überwachungskamera. Chen steht mit nacktem Oberkörper und schweißglänzender Brust vor ihm.

Lu lächelt entwaffnend. »Guten Tag, Onkel. Wir sind gekommen, um bei Ihnen die Temperatur zu messen.« Infolge des Virus ist solch ungebetener Besuch nicht ungewöhnlich.

Chen mustert Lu. In Zivilkleidung sieht Lu nicht aus wie ein Polizist, aber auch nicht wie einer vom Gesundheitsamt. »Sie tragen ja gar keine Uniform«, sagt Chen.

»Machen Sie es mir nicht schwer, Onkel. Ich muss in dem gesamten Wohnblock jeden einzelnen Bewohner überprüfen. Lassen Sie mich rein, und in dreißig Sekunden sind Sie mich wieder los.«

»Nur zu«, sagt Chen. »Halten Sie Ihr Thermometer hoch.«

»Dafür muss ich hereinkommen.«

»Nein. Das müssen Sie nicht.«

Lu stemmt sich gegen die Tür, und Chen versucht, sie zuzudrücken. Es kommt zu einer Rangelei. Polizeiobermeister Bing eilt mit seiner massigen Statur zu Hilfe, und gemeinsam brechen sie die Tür auf. Chen fällt der Länge nach zu Boden. Als er Bings Uniform sieht, kriecht er in die Küche und schnappt sich ein Hackbeil von der Arbeitsfläche.

Lu zieht seinen Revolver, bleibt dann aber wie angewurzelt stehen, den Mund vor Schreck weit aufgerissen.

Die enge Wohnung ist zu einem Tiermarkt mit angeschlossenen Schlachtraum umfunktioniert worden.

Ein Dutzend Drahtkäfige an der Wand beherbergt einen regelrechten Minizoo. Lu sieht Katzen, Bambusratten, Vögel, Schlangen, Eidechsen, Fledermäuse und zwei Wolfsjunge. Auf der Küchentheke liegen ausgebreitet die Überreste einiger dieser unglücklichen Kreaturen – Fleischbrocken, Knochen, ein flauschiges Fell. Auf einem Ständer am Fenster hängen Tierhäute zum Trocknen. Der Küchentisch ist vollgestellt mit Körben, in denen sich getrocknete Teile von Tieren befinden, Knochen und Zähne. Auf dem Herd brodeln vier große Kochtöpfe, von denen gewaltiger,

fettgetränkter Qualm aufsteigt. Chens Essen kocht sicher nur in einem der Töpfe, wie Lu vermutet.

Die Mixtur aus strengen Gerüchen – Räucherstäbchen, Feuertopfbrühe, Moschus und Fäkalien – löst bei Lu fast einen Brechreiz aus. Mit der freien Hand hält er sich den Mund zu, mit der anderen richtet er weiter die Waffe auf den Verdächtigen. »Ganz ruhig, Chen. Sie kommen hier nicht raus. Wir sind in der Überzahl, und wir haben Schusswaffen. Legen Sie das Hackbeil weg. Ganz ruhig.«

»*Qu ni de ma!*«, faucht Chen und schleudert Lu das Hackbeil ins Gesicht. Lu kann sich gerade noch ducken, und das Beil landet mit einem dumpfen Geräusch in der Wand über dem Türsturz.

Chen dreht sich um und nimmt einen Topf mit kochender Brühe vom Herd. Lu, der sich erst kürzlich von schweren Brandverletzungen erholt hat, die er sich bei der Aufklärung eines Falls zugezogen hatte, ruft noch »Achtung!« und geht erneut in Deckung. Chen verspritzt die Suppe im Raum. Polizeioberrmeister Bing wirft sich zu Boden, bekommt aber einen Schwall auf den Rücken ab. Er brüllt vor Schmerz. Polizeichef Liang steht ein paar Schritte hinter Bing, dessen Körper ihn vor dem Schlimmsten abschirmt, sodass die kochend heiße Flüssigkeit nur auf seine Schuhe klatscht.

Diese Schuhe sind die schönsten, die Liang je besessen hat; er hat sie sich zu seinem fünfundfünfzigsten Geburtstag geschenkt. Jeden Abend nach der Arbeit poliert er sie sorgfältig und liebevoll, bis sie glänzen.

Er schaut hinab auf das feine äthiopische Leder, nun besudelt mit heißer Brühe und fettem Fleisch. Auf seiner rechten Schuhspitze ist eine gallertartige Scheibe Schweinedarm gelandet.

Liang brüllt. Er zieht seine Pistole und richtet sie auf Chen. Dieser hält den leeren Suppentopf vor sich, doch ihm wird schnell klar, dass er einer Kugel nicht standhält, und er kriecht unter die Küchentheke.

»Nicht, Chef!«, schreit Lu.

Zu spät.

Liang drückt ab. Geschirr zerbricht. Glas zerspringt. Holz zersplittert. Der Lärm ist ohrenbetäubend.

»Raus da, dreckiger Hundearsch! Hände hoch!«, schreit Liang ihn an.

Chen krabbelt mit erhobenen Händen unter der Theke hervor. Lu sieht, dass sich Tonsplitter in seine Handballen gegraben haben. »Nicht schießen! Ich ergebe mich!«

Liang steckt seine Pistole zurück ins Holster. »Legen Sie ihm Handschellen an.« Er sieht, wie Lu und Polizeioberrmeister Bing einen fassungslosen Blick wechseln.

»Was?«

Sie legen Chen Handschellen an und schaffen ihn auf die *paichusuo*, wo er in eine Zelle gesperrt wird. Lu ruft den Staatsanwalt des Bezirks an und informiert ihn über die Festnahme. Danach holt er sich ein kaltes Getränk aus der Kantine und geht zum Zellentrakt. Er betritt den Raum und sieht Liang auf einem Hocker thronen, in Strümpfen, eine Zigarette rauchend – ein schwerer Regelverstoß –, und Chen, der auf dem Fußboden seiner

Zelle sitzt und, bewaffnet mit Lappen und Schuhcreme, Liangs Schuhe putzt.

»Immer schön kräftig, aber sanft reiben«, belehrt ihn Liang. »Als wollten Sie das Flugzeug treffen.« Dieser Ausdruck, *da feiji*, der sich auf die Scharfmachung einer Flugabwehrrakete bezieht, ist ein Euphemismus für Selbstbefriedigung. Liang sieht Lu in der Tür stehen und setzt ein schiefes Grinsen auf.

Lu kehrt ihm den Rücken zu und geht. Er tut so, als wäre er nicht soeben Zeuge einer eklatanten Verletzung der Rechte eines Gefangenen geworden.

ZWEI

Eine Stunde später erzählt Lu diese Geschichte Luo Yanyan bei einem Glas Bier in ihrer kleinen Bar Zum Roten Lotus. Seit Lus letztem Fall sind die beiden enge Freunde geworden, obwohl Lu hofft, dass vielleicht auch mehr daraus werden könnte.

Yanyan fällt die Kinnlade herunter. »*Tian!* Er hat doch wohl keine Nachbarn getroffen, oder?«

»Nein. Er hatte großes Glück.«

»Und der Verbrecher?«

»Der wird morgen ins Bezirksgefängnis überstellt.«

»Was geschieht mit dem Polizeidirektor?«

»Wie meinst du das?«

»Er hat in einem Wohnhaus eine Pistole abgefeuert. Auf einen mutmaßlichen Täter, der nur mit einem Topf bewaffnet war. Muss er sich dafür nicht verantworten?«

Lu trinkt einen großen Schluck aus seiner Bierflasche und wischt sich über den Mund. »Chen hatte ein Hackbeil in der Hand.«

»Trotzdem.«

»Liang hat nichts zu befürchten. Die Nachbarn werden es nicht wagen, sich zu beschweren. Vielleicht zahlt er dem

Vermieter ein paar Yuan für den Schaden. Mehr wird nicht passieren. Ich habe den Pistolenschuss nicht mal in meinen Bericht aufgenommen.«

»Ihr Bullen haltet wohl alle zusammen, was?«

»Komm schon. Die meisten Leute können unseren Anblick nicht ertragen, es sei denn, sie sind gerade in einer Notlage, und dann beschweren sie sich, dass wir nicht schnell genug zur Stelle sind. Wir sind wie eine dritte Tochter, wenn man doch eigentlich endlich einen Sohn haben will. Eine unliebsame Last im besten Fall. Im schlimmsten Fall Zielscheibe erbitterter Feindseligkeit. Wenn schon nicht wir selbst füreinander eintreten, wer dann?«

»Hm.« Yanyan steht vom Tisch auf. »Ich muss meine Runde machen.«

Lu beugt sich vor und nimmt ihre Hand. »Yanyan.«

Sie entzieht sie ihm und deutet mit dem Kopf warnend in Richtung der anderen Gäste.

»Na und?«, sagt Lu.

»Ich bringe dir noch ein Bier.« Sie überlässt ihn seinen Tischnachbarn, mit denen er Höflichkeiten austauscht, Büroangestellte, Männer in weißen Hemden und schwarzen Schuhen, die Maotai-Schnaps trinken und geröstete, mit Seegrass und Salz gewürzte Erdnüsse essen.

Lu seufzt. Seit Langem verehrt er Yanyan heimlich, und nachdem er im Zuge der Ermittlungen in dem furchtbaren Fall um den Serienmörder Zeng sein Leben für Yanyan aufs Spiel gesetzt hatte, schien sich ihre Beziehung zu etwas mehr als nur reiner Freundschaft zu entwickeln. Er möchte die Sache unbedingt weiter vorantreiben, verfolgt

aber eine eher behutsame Annäherung, da Yanyan Witwe ist und nach wie vor um ihren Mann trauert. Lu muss immer an die alte Geschichte über einen Bauer denken, dem das Wachstum der neuen Saat zu langsam geht und der, um es zu beschleunigen, jeden Tag an den Keimlingen zupft. Natürlich ruiniert er sich damit die gesamte Ernte.

Doch kein Mensch kann sich ewig in Geduld üben.

Erst vor wenigen Wochen hatte Lu während des Drachenbootfestes eine Gelegenheit gewittert, in seiner Herzensangelegenheit weiterzukommen. Dieses quirlige Fest findet alljährlich zum Gedenken an den Dichter und Staatsmann Qu Yuan statt, der sich aus politischem Protest ertränkte. Vielleicht war er auch nur betrunken in den Fluss gefallen, die Umstände seines Todes sind unklar. Zur Feier des Tages versammeln sich die Menschen und kochen *zongzi*, klebrige Reisbällchen mit diversen süßen Füllungen, trinken Wein und schauen Mannschaften von jungen Burschen zu, die mit bunten Drachenbooten Rennen austragen.

Lu hatte es sich so schön ausgemalt, eine Feiertagsatmosphäre, Alkohol, Sonne, Lachen, eine perfekte Kulisse für eine Romanze.

Er überredete Yanyan, sich einen Tag freizunehmen und mit ihm nach Harbin zu fahren, um sich das Bootsrennen auf dem Songhua anzusehen. Nach ein paar angenehmen Stunden in der Stadt aßen sie in einem Fischrestaurant in Rabental zu Abend, gefolgt von einem Schlummertrunk bei Yanyan. Eins führte zum anderen, und sie landeten, wie zu erwarten, im Bett und fummelten an der Kleidung

des anderen herum. Lu war es gerade gelungen, Yanyans Bluse aufzuknöpfen und sie vom Hals an abwärts bis zu ihrem köstlichen Dekolleté zu küssen, als sie erstarrte und ihn von sich stieß.

»Was ist los?«, fragte er erschrocken. »Was hab ich falsch gemacht?«

Sie richtete sich auf und schüttelte den Kopf, dann fiel ihr Blick auf ein gerahmtes Foto auf ihrem Nachttisch. Lu kannte dieses vermaledeite Foto und seine stumme Mahnung nur zu gut. Es war ein Bild von Yanyan und ihrem verstorbenen Ehemann an ihrem Hochzeitstag, er in seinem besten Anzug, vielleicht dem einzigen, und sie in einem roten *qipao*, dem langen Seidenrock mit Mandarinkragen, der in China traditionell von der Hochzeitsbraut getragen wird.

»Tut mir leid«, sagte Yanyan. »Ich glaube ... es ist besser, wenn du gehst.«

»Aber ...«

»Mir geht es nicht gut. Zu viel Wein.« Tränen liefen ihr über die Wangen. Er berührte ihre Schulter, doch sie stand auf und verzog sich in eine Ecke des Zimmers. »Bitte, Lu Fei. Ich muss allein sein.«

Was blieb ihm anderes übrig, als in seine kleine Junggesellenwohnung zurückzukehren und in einer toxischen Mischung aus Betroffenheit und Verunsicherung, Enttäuschung und unbefriedigter Lust vor sich hin zu brüten?

Seit diesem Abend hatte Lu mehrfach versucht, Yanyan näherzukommen, sowohl körperlich als auch emotional, ohne Erfolg. Sie ist wie eine Backsteinmauer. Irgendwie ist

es sogar schlimmer als vorher, als er sie nur heimlich aus der Ferne anschnitt. Jegliche Intimität, die er in den vergangenen Monaten mühsam aufgebaut hatte, war aufgekündigt, wie die Mitgliedschaft in einem Privatklub, der ihm seinen Beitrag erstattet und ihn gleichzeitig darüber in Kenntnis setzt, dass er Klienten mit seinem speziellen Profil nicht mehr aufnimmt.

Für Lu ist diese schreckliche, unbefriedigende Situation in dem alten Gedicht »Der Wahrsager« von Li Zhiyi gut in Worte gefasst:

*Ich lebe flussaufwärts am Yangtze,
Du lebst flussabwärts.
Obwohl ich dich nicht sehen kann, denke ich jeden Tag
an dich.
Wann wird der Yangtze aufhören zu fließen?
Wann wird dieser Kummer verblassen?
Ich wünschte, dein Herz wäre wie meins,
Damit ich dieses Begehren nicht länger für uns beide
ertragen muss.*

DREI

Das Mädchen ist etwa zwölf, vielleicht dreizehn Jahre alt. Sie sitzt auf einer Bank im Warteraum der *paichusuo*, trägt Baggy Pants, ein gelbes T-Shirt, das irgendwann mal weiß war, und Plastiksandalen. Ihr Haar ist kurz und nachlässig geschnitten.

Lu wurde von Polizeimeister Huang dazugeholt, der heute Morgen den Dienst am Empfang versieht. »Sie sagt, ihre Schwester werde seit Freitag vermisst«, informiert ihn Huang. »Sie befürchtet das Schlimmste.«

Lu gibt Huang mit einem Kopfnicken zu verstehen, er könne wieder an seinen Platz zurückkehren, und lächelt das Mädchen an. »Wie kann ich dir helfen?«

Die Augen des Mädchens sind zu groß für ihr Gesicht, und als sie den Mund öffnet, scheinen auch die Zähne zu groß zu sein. Sie sieht aus wie eine verwilderte Katze. Lu braucht einen Moment, um zu begreifen, dass dies keine für das Mädchen charakteristischen körperlichen Merkmale sind, sondern das Ergebnis von Unterernährung. »Meine Schwester. Sie wird vermisst.«

Lu setzt sich neben sie auf die Bank. »Seit Freitag, sagst du?«

»Etwas Schreckliches ist mit ihr passiert.« Die Augen des Mädchens füllen sich mit Tränen.

»Das wissen wir noch nicht.«

»Sie ist tot oder wurde entführt und an ein Bordell verkauft.«

»Wir wollen nicht vorschnell sein. Möchtest du Tee? Ich bringe dir eine Tasse Tee.« Lu überlegt, ob die Anwesenheit einer weiblichen Person vielleicht beruhigend auf sie wirken könnte, und bittet Huang, Polizeimeisterin Sun Bescheid zu geben, sie möge Tee und Kekse bringen. Er kehrt zu dem Mädchen auf der Bank zurück und fragt sie nach ihrem Namen.

»Meirong. Tan Meirong.«

»Meirong. Ein schöner Name. Und deine Schwester?«

»Meixiang.«

Lu stellt ihr ein paar unverfängliche Fragen. Wo Meirong wohnt, auf welche Schule sie geht, wie alt sie ist.

»Fünfzehn.«

Lu ist erschüttert. Sie sieht wesentlich jünger aus. »Wo sind deine Eltern? Warum sind sie nicht mitgekommen?«

»Meine Mutter ist tot.«

»Oh. Das tut mir leid. Was ist passiert?«

»Krebs.«

»Und dein Vater?«

Meirong verzieht das Gesicht. »Er konnte nicht kommen. Er ist ... Ihm geht es nicht gut.«

Lu hat den Eindruck, dass mehr hinter diesen dürren Worten steckt, doch in dem Moment trifft Polizeimeisterin Sun mit einer Dose Mandelkekse und einem Pappbecher

ein. Lu macht die beiden miteinander bekannt. »Erzähl uns mehr über deine Schwester«, fordert er sie auf. »Sie heißt also Meixiang?«

Stockend erzählt das Mädchen, knabbert zwischendurch Mandelkekse und trinkt Tee. Ihre ältere Schwester arbeitet seit zehn Jahren in Harbin, um die Familie zu ernähren, die nach dem Tod der Mutter nur noch aus ihnen drei besteht, den beiden Schwestern und ihrem Vater.

»Was macht dein Vater beruflich?«, fragt Lu.

»Nichts«, sagt Meirong. »Er hat sich den Rücken verletzt und arbeitet seitdem nicht mehr.«

Sie setzt ihre Erzählung fort. Während Meixiangs Aufenthalt in Harbin bleiben die Schwestern fast täglich über WeChat in Kontakt. Meirong holt ihr Handy aus der Hosentasche und zeigt Lu und Sun den Chatverlauf – es ist wie eine Fremdsprache, voller seltsamer Akronyme, Emojis und Memes.

»Letzten Freitag hat sie mir geschrieben, dass sie in Urlaub fährt«, sagt Meirong. »Hier. Sehen Sie.« Sie scrollt herunter zu der Nachricht: *Kleine Schwester, ich geh ein bisschen Sonne tanken.* ☀️ 😊. *Bis später!* »Ich weiß genau, dass sie das nicht selbst geschrieben hat.«

»Woher?«, will Lu wissen.

»Immer wenn sie einen freien Tag hatte, ist sie nach Hause gekommen. Nicht Sonne tanken oder so. Sie hatte keine Zeit, um an den Strand zu gehen. Und auch nicht das Geld dafür. Alles, was sie verdient hat, ging für unser Essen oder für die Miete drauf. Und außerdem nennt sie mich nicht kleine Schwester!«

»Wie nennt sie dich denn?«

»Göre. Scheißhaufen. Teufelchen. Alles Mögliche. Aber nicht kleine Schwester.«

»Du hast diese Nachricht am Freitag bekommen«, sagt Lu. »Und heute ist Dienstag. Zwischen Freitag und heute ...«

»Ich habe ihr hundertmal geschrieben, aber nichts. Ich habe sie hundertmal angerufen, auch nichts. Zuerst hat ihr Telefon noch geklingelt, aber seit Samstag schaltet sich gleich der Anrufbeantworter ein.«

»Kannst du mit deinem Handy ihr Handy orten?«, fragt Sun.

»Nein. Meixiang sagt, das sei einfach nur neugierig.«

Lu schmunzelt. »Erzähl Polizeimeisterin Sun alles noch einmal und lass nichts aus, was vielleicht von Nutzen sein könnte. Bekannte, die deine Schwester mal erwähnt hat. Freunde, Ex-Freunde. Wir beantragen als Erstes Zugang zu ihren Handydaten und fragen bei der Polizei von Harbin nach.«

Lu kehrt in sein Büro zurück und verschafft sich mit Hilfe verschiedener Datenbanken, die ihm zur Verfügung stehen, rasch einen Überblick über Tan Meixiangs bisherigen Lebenslauf. Sie hat die Oberschule abgeschlossen, arbeitet in der Dienstleistungsbranche in Harbin, ist noch nie straffällig geworden, hat in den sozialen Medien nichts Verwerfliches gepostet, ihre Rechnungen rechtzeitig bezahlt und daher kaum erkennbare Spuren in der Welt hinterlassen.

Er beauftragt Polizeimeisterin Sun, Tan Meixiangs We-

Chat-Protokoll anzufordern. Er ermittelt das Revier, in dem sich Tan Meixiangs Wohnung in Harbin befindet, und ruft die örtliche *paichusuo* an. Er nennt seinen Namen und Dienstgrad und meldet Tan Meixiang als vermisst.

»Könnten Sie bitte mal nachprüfen, ob sie vielleicht eine Anzeige eingereicht hat oder etwas Ähnliches?«, sagt Lu. »Und könnte bitte auch jemand bei den Hospitälern und Leichenhäusern nachfragen?«

»Wir haben gerade viel zu tun«, antwortet der Kollege am anderen Ende der Leitung. »Aber wir *jin liang*.«

Lu stöhnt innerlich auf. Neben »kein Bier« sind ihm die Worte *jin liang* im Chinesischen am meisten verhasst. Sie besagen im Grunde nichts anderes, als dass man vielleicht, unter Umständen gedenke, der Bitte nachzukommen, falls die Götter einem gewogen sind, die Sterne in einer günstigen Konstellation stehen und man absolut nichts Besseres zu tun hat.

Aber da er keinerlei Macht über die Polizei von Harbin hat, kann er sich nur bedanken und auflegen. Im selben Moment steckt Polizeiobermeister Bing den Kopf durch die Tür. »Auf zur Arbeitssitzung.«

»Oh, um Buddhas willen!«

»Kommen Sie schon. Sie sollten mit gutem Beispiel vorangehen.«

Die Kommunistische Partei Chinas bedient sich seit ihrer Gründung zahlreicher Mittel zur Indoktrination ihrer Bürger in der Theorie des Marxismus oder, wie die KPCh es nennt, »Sozialismus chinesischer Prägung«. Eines dieser Mittel ist die regelmäßige Arbeitssitzung. In der

prädigitalen Ära trafen sich kleine Gruppen in der Mittagspause oder nach der regulären Arbeitszeit, um über so schillernde Themen wie »Mao Zedongs Gedankenwelt« und die »Deng-Xiaoping-Theorie« zu diskutieren. Ganz im Sinne der Zeit hat die Propagandaabteilung der KPCh kürzlich eine App entwickelt – »Was weißt du über die Große Nation?« –, die eine lange Liste von Bildungsthemen enthält, aber auch diverse Ratespiele und Tests, um zu überprüfen, ob die Anwender auch aufgepasst haben.

Die App ist nicht verpflichtend, doch ihr Gebrauch wird jedem nahegelegt, besonders den Mitgliedern der Kommunistischen Partei, Staatsbeamten und Angestellten staatlicher Betriebe. Auch viele Schulen und Privatunternehmen sind auf den Zug aufgesprungen. In einer abgemilderten Version der früheren »Kampfsitzungen«, in deren Verlauf Beschuldigte gezwungen wurden, angebliche Verbrechen gegen den Sozialismus zu gestehen, und sich einer öffentlichen Demütigung ausgesetzt sahen, sind heute einige Schulen dazu übergegangen, Studenten mit schlechten Noten bloßzustellen, während Firmen die Mitarbeiter, die bei den Ratespielen nicht gut abschneiden, nötigen, Selbstkritik zu üben.

Selbst Rabentals verschlafene *paichusuo* hat sich mitreißen lassen. Der Dienstälteste des Bezirks ist ein grauhaariger Polizeidirektor namens Bao. Um sich bei Provinzbeamten anzubiedern, lässt er alle Polizeiwachen in seinem Zuständigkeitsbereich in einem Wettbewerb um die höchste gemeinsame Punktezahl gegeneinander antreten. Den Gewinnern verspricht er eine Karaoke-Orgie mit

